

RUHIG
BLUT!

4 Seiten über eine ganz besondere Flüssigkeit

SEITE ZWEI + DREI	SEITE VIER	SEITE VIER
MALOCHE	DICKER ALS WASSER	VERHAUEN

DIE WELT SIEHT ROT

Information, Emotion:
die Macht der Bilder

VON CLAUDIA REINHARD

In letzter Zeit reicht schon ein kurzes Scrollen durch die Facebook-Timeline, um jede Motivation, das Bett zu verlassen, im Keim zu ersticken. Nachrichtenportale überbieten einander mit blutigen Bildern und reißerischen Horror-Schlagzeilen; aus dem eigenen Freundeskreis liest man plötzlich Kommentare, die man sonst höchstens von den Großeltern erwartet hätte. Die Welt ist emotionaler geworden, aufgeladener, vor allem im Netz. Öffentlicher Protest ist immer nur einen Klick entfernt.

Unter dem Hashtag #blacklivesmatter veröffentlichten Aktivisten seit 2013 immer wieder Bilder von Verbrechen an Schwarzen. Aufnahmen aus der Garissa Universität in Kenia, wo ein Anschlag der islamistischen Terror-Miliz Al-Shabaab im April 2015 über 150 Todesopfer forderte, zeigen verwüstete Klassenräume und eine Aula, in der blutüberströmte Leichen liegen. Wie reagiert man auf solche Bilder? Facebook spielt seit Jahren mit der Idee, einen „Dislike“-Button einzuführen, also einen Daumen nach unten. Stattdessen wurde jüngst die Verwendung von neuen Emoticons getestet, mit denen Nutzer unter anderem Wut und Trauer ausdrücken können. Aber was ist damit gewonnen? Grausame Nachrichten und Bilder mit plakativen

Gefühlen zu quittieren bringt den Opfern genau so viel oder wenig, wie das eigene Profilbild mit der blau-weiß-roten Flagge zu unterlegen.

Bei manchen mag ein solcher Schritt bewirken, sich näher mit schwierigen Themen auseinanderzusetzen, für die meisten wird der schnelle Klick zur Ersatzhandlung, die das Gemüt beruhigt. Während Zusammenhänge komplexer werden, verkürzt sich die Distanz zwischen Ereignis, Bild und Urteil. Die Aktivisten von #blacklivesmatter wollten Aufmerksamkeit für Verbrechen in Afrika erregen, nachdem die westliche Öffentlichkeit überwältigende Anteilnahme an dem Anschlag auf Charlie Hebdo und an der Germanwings-Katastrophe gezeigt hatte. Aufmerksamkeit ist eine gefährliche Währung, die auf Emotionen zielt. Dabei spielen Bilder eine zentrale Rolle. Ermordete Menschen erregen Wut, weinende Kinderaugen machen traurig und hilflos. Aus solchen Emotionen lässt sich schnelles Kapital schlagen, alle gieren nach Sensationen – ein Faktor, der im Journalismus eine immer größere Rolle spielt, seit mehr Geld mit Klickzahlen verdient wird als mit verkauften Zeitungen.

Das US-amerikanische Magazin „Vice“ macht sich diesen Umstand zu Nutze und be-

richtet regelmäßig mit schockierenden Aufnahmen aus Krisengebieten. In der Serie „Russian Roulette“ sendet der Reporter Simon Ostrovsky Kurzreportagen über den Ukraine-Konflikt und scheut nicht davor zurück, Bilder von Schwerverletzten oder Leichen zu zeigen, die von Vertretern der gegnerischen Seite hämisch kommentiert werden. Der deutsch-amerikanische Medienethiker Bernhard Debatin steht Berichterstattung dieser Art sehr kritisch gegenüber: „Das Problem ist nicht, dass Vice sehr grafische Darstellungen aus Kriegsgebieten zeigt, sondern dass diese Darstellungen oberflächlich, informationsarm und sensationalistisch sind. Vice begnügt sich meistens damit, amateurhafte Abenteuerfilme mit Risikobonus zu präsentieren, die gewalttätige Szenen ohne narrative Konsequenzen zeigen.“ Man kann dagegehalten, dass Vice mit dieser Taktik immerhin eine junge Zielgruppe für politische Themen sensibilisiert und oft aus Situationen berichtet, denen sich kaum kein öffentlich-rechtlicher Reporter aussetzen würde.

Debatin rät davon ab, Zuschauern generell brutale Inhalte vorzuentshalten: „Bilder von Gewalttaten können eine wichtige Zeugnisfunktion haben. Zum Beispiel war die Veröffent-

lichung der Abu-Ghraib-Folterbilder meines Erachtens unglaublich wichtig, da hier gezeigt werden konnte, dass und wie in diesem und anderen Gefängnissen systematisch und grausam gefoltert wurde.“

Längst nicht alle Nutzer der sozialen Netzwerke fühlen sich verantwortlich für die Inhalte, die sie teilen; bei Journalisten gehört diese Verantwortung zum Berufsbild. Mehr denn je leben Medien davon, dass sie Blut zeigen; für die Gesellschaft kann das bedenkliche Folgen haben. Der US-amerikanische Kommunikationswissenschaftler George Gerbner beschrieb mit dem Begriff „mean world syndrome“ ein Phänomen, das sich laut seiner Forschung beim Konsum übermäßiger Gewaltdarstellung zeigt. Zuschauer nehmen die Welt als gefährlicher wahr, als sie ist, werden misstrauischer und fremdenfeindlicher.

Blut ist aber nicht nur ein Lockmittel für sensationslüsterner Endverbraucher und Symbol für das Grauen dieser Welt, sondern Teil unseres Alltags. Wir widmen unsere Beilage deshalb dem Thema Blut in seinen vielen Facetten – seiner symbolischen Macht sowie dem Glauben, der Kreativität, der Angst und der Hoffnung, die damit verbunden sind.

INTERVIEW

»Da kommt supergutes Blut raus«

Wie bist du Jägerin geworden? Schon als kleines Kind habe ich meine Ferien jedes Jahr auf dem Land verbracht. Da haben wir einige Nachbarn, die jagen. Meine Mutter wollte mich davon immer ein bisschen fernhalten. Man kommt halt in einen Schuppen rein, und dann hängt da an einem Haken kopfüber ein Reh zum Ausbluten. Meine Mutter dachte immer, dass es für mich als Kind grauenhaft wäre und ich total traumatisiert werde, dabei hat mich das eher immer interessiert. Die Nachbarn haben mich auf die Jagd mitgenommen, als ich kleiner war. Dann hatte ich das Glück, dass ich in der Uni zwei Mädchen getroffen habe, die beide auch Interesse hatten, einen Jagdschein zu machen, und dann haben wir das in den Semesterferien realisiert.

Hast du keine Skrupel, ein Tier zu töten? Nein. Der Skrupel kommt, Tatsache, erst, wenn das Tier dann vor mir liegt und ich den Einschuss sehe und anfangen muss, es aufzuschneiden, wenn es noch warm ist. Du fängst an, und dann fließt dir das Blut über die Hände.

Musst du das Tier gleich im Wald ausnehmen? Genau, das nennt sich „aufbrechen“. Das heißt, man nimmt die Innereien raus, weil die ja dem Fleisch gefährlich werden. Da sind viele Bakterien drin. Deshalb muss man die Innereien rausnehmen und auch das meiste Blut beseitigen. Man nimmt auch die Gefäße mit raus, das ist immer eine schön blutige Angelegenheit. Dann bringt man das ausgenommene Tier in die Kühlzelle.

Empfindest du dabei so etwas wie Schuld? Nein, gar nicht. Es hat für mich vielleicht eher eine Assoziation von etwas Gesundem. Du bist da in einem Wald, in einer super Luft, in einer unglaublich schönen Region. Du hast ein total gesundes Tier erlegt, du nimmst es aus. Es ist ein total gesundes Tier, da kommt natürlich auch supergutes Blut raus. Das hat für mich nichts Gewalttätiges und auch nichts Schlechtes an sich wie bei einem Mord. Ich kann keine Krimis oder Thriller sehen, da kriege ich richtig Zustände und kann nicht mehr schlafen. Da hat Blut eine ganz andere Bedeutung. Bei der Jagd hat es eher so etwas Reines, auch wenn das komisch klingt.

Wie sieht das Blut aus? Blut hat eine unglaublich Färbekraft. Man kennt das, wenn man Nasenbluten hat, sich übers Waschbecken beugt und es fällt ein Tropfen in die Schale. Alles ist rot. Man hat das Gefühl, man hätte zwei Liter Blut verloren. Es hat eine sehr intensive Farbe. Man kriegt es einigermaßen gut wieder ab, an den Fingernägeln ist das immer ein bisschen schwer. Ich breche das Tier im Wald auf dem Boden oder auf Gras auf, da ist das Blut sofort weg. Es gibt ja in der Natur keinen weißen Boden. Da wird es dann auch eher braun. Vor allem, wenn man in den Brustkorb des Tieres packt und alles auf einmal rauszieht. Bei mir ist das wahrscheinlich noch eindrücklicher, weil ich kleiner bin. Eigentlich sind ja Jäger eher große Männer. Und die greifen rein und stecken vielleicht bis zu den Ellenbogen drin, ich bin ja gefühlt mit meinem Kopf da drin.

Wie riecht das Blut? Das riecht gut, wie in einer Metzgerei, wie beim Schlächter. Das ist der Geruch von etwas ganz Gesundem, ganz Frischem.



»Das riecht ganz frisch.«
Nora Nevermann, Jägerin.
Foto: Privat

Das Gespräch führte Sally-Charell Delin.

BLUTBILDER

Ein roter Faden durch den unbekannten Alltag

VON SARAH PEPIN, CLAUDIA REINHARD, MANUEL ALMEIDA VERGARA, SALLY-CHARELL DELIN, SANDRA FRIEBEL

JUNG DURCH VAMPIR-LIFTING

Im weißen Kittel öffnet Dr. Katharina Brüggemann die Tür. Die gesamte Praxis blitzt weiß, ein Kronleuchter hängt tief über dem Tisch im Wartebereich. Heute lässt sich Lisa Meyer (*Name geändert*) ihre Gesichtshaut verjüngen. Sie lächelt. Gemeinsam gehen wir ins Obergeschoss in einen großen Raum. In der Mitte steht ein Stuhl, die Patientin nimmt Platz, die Ärztin setzt ihr eine durchsichtige Kappe aufs Haar. „Ich finde es schön, dass man heute die Möglichkeit hat, so etwas machen zu lassen“, sagt Lisa Meyer, „einfach um frischer auszusehen. Ich sehe bei mir erst auf Fotos, wie alt ich wirklich aussehe.“ Deswegen ist sie in Dr. Brüggemanns Praxis im Haus Cumberland am Kurfürstendamm gekommen. Dort wird „Vampir-Lifting“ angeboten: jünger aussehen durch Blut. Ähnlich wie bei der Eigenblut-Therapie wird in diesem fragten kosmetischen Verfahren das eigene Blut benutzt, um Falten und andere Hautalterungserscheinungen zu verzögern oder zu verbessern.

Dr. Katharina Brüggemann, studierte Internistin, nähert sich mit einer Kanüle. Sie sticht sie der Patientin in den Arm. Langsam sammelt sich Blut in den Röhrchen. Dr. Brüggemann nimmt die Blut-Ampulle und steckt sie in eine Zentrifuge im hinteren Teil des Raumes: Dort wird das Blut 3.100 mal pro Minute zentrifugiert, fünf Minuten lang. Dann hat das Trenngel das gelbliche Plasma von den roten Blutplättchen getrennt. Etwa 5 ml Plasma reichen für eine Behandlung.

Die Liege wird mit einem Surren nach hinten gestellt, Dr. Brüggemann rückt die Lampe darüber zurecht und fängt an: Eine Hand trägt das Plasma auf die Haut auf, die andere arbeitet es sofort mit einer Art Stift ein. Das Gerät hat vorne zwölf Nadeln, die pro Sekunde 1.300 Löcher in die Haut bohren, die das Plasma aufnehmen – „Needling“ nennt sich dieses Prozedere. Nach etwa zehn Minuten verschließen sich die winzigen Löcher wieder. Vampir-Lifting regt die Collagen-Produktion an. Dadurch soll die Haut straffer werden, Falten sollen sich glätten.

»ANGELINA JOLIE IST AUCH EIN FAN DES VAMPIR-LIFTINGS.«

Was schmerzvoll klingt, ist es anscheinend nicht: Es kribbelt und piekst – keine Wellnessbehandlung, aber auszuhalten. Erst wird die eine Wange bearbeitet, dann die zweite. „Angelina Jolie ist auch ein Fan des Vampir-Liftings. Jeder will konkurrenzfähig bleiben“, meint die Ärztin, als sie den besonders empfindlichen Oberlippen-Bereich in Angriff nimmt.

Wer entscheidet sich für ein Vampir-Lifting? Manche tun es aus persönlichen Gründen, andere fühlen sich vielleicht vom Beruf oder durch den Jugendwahn unter Druck gesetzt. Lisa Meyer will jünger aussehen. Sie sagt, dass Schönheit Ausstrahlung sei und von innen komme. Derweilen hat Frau Dr. Brüggemann das Needling abgeschlossen und spritzt das restliche Plasma in die „Problembereiche“ rund um Augen und

Mund. Langsam dringt gelbes Plasma unter die Haut; Blut tritt aus.

„Mir ist auch wichtig, dass ich mich auf natürliche Weise, also mit meinem Körpereigenen, verjünge“, sagt Lisa Meyer und lächelt. Auf ihr tomatenrotes Gesicht hat die Ärztin eine beruhigende Maske gelegt. Nach ein bis zwei Tagen wird das Rot verschwunden sein; um möglichst gut zu wirken, muss die Verjüngungskur innerhalb von zwei Monaten zwei- bis dreimal wiederholt werden. Kostenpunkt jeweils 400 Euro. Der Patientin macht der rote Kopf nichts aus: „Ich freue mich so auf das Ergebnis!“, jubelt sie auf der Liege und streckt die Arme hoch. Dann steht sie auf und schaut in den Spiegel. Zufrieden zieht sie ihren Mantel an und geht zur Tür. Dr. Brüggemann begleitet sie und verabschiedet sich am Eingang. Im Wartezimmer sitzt schon die nächste Patientin.

BEWUSSTES SCHLACHTEN

Um acht Uhr morgens ist es ruhig im Schlachtraum der Fleischerei Altinküpe, einem Familienbetrieb in einem kleinen Dorf in Hessen. Eine Gruppe von Schafen steht bewegungslos in einem blickdichten Pferch aus Edelstahl, drei Männer in weißen Plastikschrüzen gehen routiniert ihrer Arbeit nach. Yavus Altinküpe, ein junger Mann mit akkurat geschnittenem Vollbart, öffnet das Gatter und greift ein braunes Schaf aus der Menge an seiner Nackenwolle. Es sträubt sich etwas, dann hat Yavus es schon aufgehoben, auf die metallene Bank gelegt und mit einer dünnen Kette fixiert. Er schließt das Gatter, denn der Koran schreibt vor, dass die anderen Tiere nicht sehen sollen, was nun mit ihrem Artgenossen passiert. Dann geht alles sehr schnell. Yavus streicht die Wolle am Hals auseinander und setzt im Bruchteil einer Sekunde einen tiefen Schnitt quer durch die Kehle des Schafes. Sofort schießt eine dichte Blutfontäne in den schwarzen Bottich, der unter der Bank steht. Draußen herrschen Minusgrade, leichte Dampfschwaden wandern von der dunklen Flüssigkeit in Richtung Decke. Binnen Sekunden rollen die Augen des Tieres nach oben, bevor sie sich langsam schließen und der Kopf zur Seite sackt. Yavus tritt einen Schritt zurück und wartet. Der Körper des Schafes bewegt sich nicht mehr, das Blut fließt kaum noch. Plötzlich ein Zucken. Die Beine schlagen aus, einmal, zweimal, dann ist es wieder still.

„Muskelkontraktionen“, erklärt Fatih Altinküpe, Yavus’ Bruder, der den Betrieb vor zwei Jahren von seinem Vater übernommen hat. Zwei Minuten müssen vergehen, so die Regel, um sicherzustellen, dass das Tier wirklich tot ist. Dann zückt der Schlachter erneut sein Messer und trennt mit einem Schnitt den Kopf ab. Um auf diese Weise schlachten zu dürfen, hat die Familie Altinküpe einen jahrelangen Gerichtsmarathon hinter sich gebracht. Fatih Altinküpe ist 26 und war noch ein Kind, als es die ersten Konflikte gab. 1995 wurde in Deutschland ein Gesetz erlassen, das muslimischen Metzgern das sogenannte Schächten verbot. Schächten bedeutet, das lebende Tier mit einem gezielten Schnitt zu töten und vollständig ausbluten zu lassen. Im Judentum ist so produziertes Fleisch „koscher“, im Islam „halal“,

also „erlaubt“. Im deutschen Tierschutzgesetz ist allerdings verankert, dass ein warmblütiges Tier nur geschlachtet werden darf, wenn es vor Beginn des Blutentzugs betäubt worden ist. An sich steht das nicht im Widerspruch zum Koran, in der entsprechenden Sure ist von Betäubung nicht die Rede. Allerdings sieht Fatih Altinküpe darin keine zufriedenstellende Alternative zu der gewohnten Praxis im Islam: „Wir haben nicht vor, den Tieren wehzutun, das ist nicht der Sinn der Sache. Der Sinn ist, dass wir das Blut in unserer Religion nicht verzehren dürfen, egal auf welche Weise. Mit unserer Schnittführung ist garantiert, dass das Blut vollständig aus dem Körper fließt. Bei einer Betäubung können wir nicht mehr gewährleisten, dass das Tier bei der Schnittführung gelebt hat.“

Baddredin Hawari reist als Halal-Zertifizierer seit Jahren durch die ganze Welt, um die Schlachtungen in großen Betrieben zu bewerten. Hawari kann die Betäubung durch Bolzenschuss und Elektroschocks mit dem Islam vereinbaren, so wie viele andere Muslime in Deutschland mittlerweile auch. Das hat in den letzten Jahren zu einer bemerkenswerten Entwicklung geführt. Laut Hawari sind bis zu 80 Prozent des Rind- und Geflügelfleisches in deutschen Supermärkten halal – es steht nur nicht drauf. Ein Grund dafür wurde im Dezember 2015 sehr anschaulich, als die Supermarktkette „Spar“ nach einer hitzigen Online-Debatte ihre Halal-Produkte wieder aus dem Sortiment nahm, weil ihr Tierquälerei vorgeworfen wurde. Was die Kritiker offensichtlich nicht wussten: Für den Großteil der aktuellen Zertifizierungen sind in der Herstellung so gut wie keine Unterschiede mehr nötig. Einzige Ausnahme: Der Schlachter muss Muslim sein und vor der Schlachtung den Namen Allahs über das Tier ausrufen. Große Betriebe stellen daher vermehrt Muslime ein. Die Regeln der Religion werden mittlerweile so weit ausgelegt, dass es sogar reicht, wenn der Name Allahs ein einziges Mal ausgerufen wird, auch wenn anschließend auf Knopfdruck hundert oder tausende Tiere sterben.

»UNSERE SCHNITTFÜHRUNG GARANTIERT, DASS DAS BLUT VOLLSTÄNDIG AUS DEM KÖRPER FLIESST.«

Nachdem Yavus den Kopf des Schafes abgetrennt hat, legt er den noch immer sporadisch zuckenden Körper auf die Nebenkbank, wo sich einer der anderen Männer um die weitere Zerlegung kümmert. Mühelos trennt er die Hufe ab und entsorgt sie in einer blauen Tonne in der Mitte des Raumes. Er beginnt, die Wolle abzuziehen, nach ein paar Schnitten übernimmt die Maschine. Die nackten Hinterbeine werden an einer Seilwinde befestigt, die den Körper dann langsam aus seinem Fell zieht, bis ein Schaf neben dem anderen am Haken hängt. Die grauen Gedärme werden sofort entfernt, alles andere verarbeiten die Brüder am nächsten Tag.

Wieviel Angst und Schmerz die 18 Schafe an diesem Morgen gespürt haben, kann niemand genau sagen. Dass es mehr war, als andere Tiere erleben, die in Massenhaltung hochgezüchtet, weite Strecken transportiert und dann vergast werden, scheint sehr unwahrscheinlich.

VOLLE BEUTEL FÜR EIN GUTES GEWISSEN

Zwölf Fußpaare strecken sich in der Landsberger Allee der Decke entgegen. Ihre Besitzer ruhen in der Waagerechten, lesen, spielen auf ihren Smartphones. Nur die Augen schließen dürfen sie nicht. Die Mitarbeiter von „Haema“ könnten ein Nickerchen für einen Ohnmachtsanfall halten. Es ist ein ruhiger Vormittag im Blutspendezentrum, die meisten der rund 30 Liegen bleiben leer. Riccardo Ott ist gekommen. Schon wieder. „Letzte Woche hatte ich meine 200. Spende“, sagt er, „es gab eine kleine Urkunde, einen Gutschein und eine Tafel Schokolade.“ Eine beachtliche Menge Blut, die der passionierte Spender in drei Jahren bei Haema gelassen hat.

Im Vergleich wirkt sie jedoch verschwindend gering: Gut 1,1 Millionen Blutspenden wurden 2014 in den 25 Spendestationen der größten privaten Blutspendeinrichtung Deutschlands gesammelt. Was davon benötigt wird, entscheidet das Schicksal. „Trotzdem haben wir einen sehr niedrigen Verfall“, sagt Dr. Christine Scheuch. Als Fachärztin für Laboratoriumsmedizin sorgt sie bei der Haema AG für das ärztliche Qualitätsmanagement. Plasma ist praktisch, es kann eingefroren und so vollständig verbraucht werden. Bei den Thrombozytenkonzentraten, den Blutplättchen, ist das anders: „Davon müssen wir immer ausreichend vorrätig haben, aber dann muss eben auch der Patient da sein, der das braucht“, sagt Scheuch.

Der Weg des Blutes ist kompliziert: Der Spender lässt es im Spendezentrum. Etwa 30 ml laufen für Tests in ein „Predonation“-Beutchen. Das restliche Blut fließt in die eigentlichen Blutbeutel, bei einer Vollblutspende etwa 500 ml. Eine Schaukel hält sie in Bewegung, damit sich alle Bestandteile gut durchmischen. Stabilisator und Gerinnungshemmer tun ihr Übriges. Alle Beutel erhalten Codes, die Tests verläufen anonym. Solange eine Probe unauffällig bleibt, wissen nur die Computer zu welchem Spender sie gehört.

Haema ist dazu verpflichtet, ihre Spender über Infektionen zu informieren: „Teilweise entdecken wir frische HIV-Infektionen, bei denen man davon ausgehen kann, dass der Spender selbst noch nichts davon weiß“, sagt Scheuch, „aber das passiert selten.“ Circa zehn HIV-Fälle, 30 mal Hepatitis C und 60 mal Syphilis werden bei Haema im Jahr entdeckt; das Blut wird aus dem Verkehr gezogen. Unproblematische Blutbeutel gehen nach dem OK aus dem Labor in die Leipziger Haema-Zentrale. Hier wird das Blut weiterverarbeitet. Die weißen Blutkörperchen werden herausgefiltert, sie sind unerwünscht. „Leukozyten bekämpfen Fremdkörper“, sagt Scheuch, „und das sind im Falle einer Blutspende ja die des Empfängers.“ In der Zentrifuge setzen sich 40 bis 50 Prozent der roten, gewünschten Zellen ab; je nach voriger Bearbeitung ist der Rest Serum oder Plasma. Überflüssige Bestandteile werden entsorgt. Vollblutspenden werden bei vier Grad gelagert; ein neuer Code verrät Blutgruppe und Haltbarkeit. Fertige Blutprodukte gehen an die Krankenhäuser, zu den Patienten. Eine lange Reise nimmt ihr Ende.

Und der Anfang? In der Landsberger Allee hängt Riccardo Ott noch immer an der Nadel. Heute spendet er Plasma, das dauert etwa 45 Minuten. Für den Aufwand erhält er 20 Euro.

„Der Gedanke, etwas Gutes zu tun, steht aber im Vordergrund“, sagt Ott. Als Krankenpfleger wisse er, dass viele Blutkonserven gebraucht werden.

»BLUT IST IN DEUTSCHLAND NICHT SEHR TEUER.«

Vielleicht lassen sich andere Spender schon eher von der Aufwandsentschädigung beeindrucken. „In der Großstadt ist das eine Mischung aus Altruismus und der Aussicht auf die Entschädigung“, sagt Christine Scheuch. Anders in ländlichen Regionen: Wenn das Rote Kreuz ein, zwei Mal im Jahr in die Schaulaia lädt, wird Blutspenden zum Event. Außerdem könnten Frau X. und Herr Y. nach der Spende in nachbarschaftlicher Runde bei Bockwurst und Blechkuchen ja merken, dass Frau Z. dieses mal nicht gespendet hat. Auf dem Land gehört die Blutspende zum guten Ton, in der Stadt muss man die Spender locken. Vielleicht sogar um sie kämpfen. Schließlich wollen viele ihr Blut: Das Deutsche Rote Kreuz, staatliche, kommunale und universitäre Einrichtungen, die Privatwirtschaft und unabhängige Blutspendedienste wie Haema verdienen daran. Doch über ökonomische Fragen wird nur ungern gesprochen. In Deutschland seien jedenfalls keine hohen Gewinne zu erwarten, sagt Scheuch, „anders als etwa im zentralistischen Frankreich, das die Blutspenden nationalisiert hat, ist Blut in Deutschland nicht sehr teuer.“

Ohnehin könnte die Industrie künftige Probleme kriegen. Immer öfter wird Kritik an Bluttransfusionen laut. Tatsächlich bergen die körpereigenen Reaktionen Gefahren. „Eine Bluttransfusion gleicht einer Organtransplantation und ist somit nie risikolos“, sagt Scheuch, „Blut ist aber der einzige Sauerstoffträger. Bei Sauerstoffmangel durch Blutarmut werden die roten Zellen oft kein Weg gebraucht.“ An einer Transfusion führen nur mal Geblutet. Mittlerweile macht sich die Bewegung des „Patient Blood Management“ dafür stark, dass Bluttransfusionen nur bei Bedarf eingesetzt werden. Zum Beispiel sichert man bei Operationen immer häufiger das Blut des Patienten, um es ihm anschließend wieder zuzuführen. Das merkt man auch bei Haema: „Wir brauchen heute weniger Blutprodukte“, sagt Scheuch.

Riccardo Ott ist fertig mit seiner Plasmaspende. Eine Mitarbeiterin befreit ihn von Nadel und Blutentnahmesystem. Auf ihrem roten Haema-Shirt steht „Blutengel“. Ein bisschen Pathos darf auch im Geschäft mit dem Blut nicht fehlen.

ROT AUS DER TONNE

von Sally-Charell Delin

Mit einem kleinen silbernen Löffel rührt Rita Proksch in einer blauen Tonne, hebt den Löffel und gießt sich die Flüssigkeit über die Hand. Der dicke, rote Saft bahnt sich langsam einen Weg zwischen ihren Fingern hindurch. „Das ist IEW-Blut“, erklärt sie, „intern, extern, waschbar.“

Doch die Flüssigkeit, die da an Rita Prokschs Hand herunterrinnt, besteht nicht aus Blutzellen

und Plasma, es ist Kunstblut. Rita Proksch arbeitet bereits seit 26 Jahren als Chemiefacharbeiterin in der chemischen Fabrik von Kryolan in Berlin Wedding. Sie trägt hellblau gestreifte Arbeitskleidung, auf der linken Brustseite ist das Firmen-Zeichen aufgenäht, eine Theatermaske. Eine Hygienehaube bedeckt ihr Haar. Rita Proksch stellt hauptsächlich „Spezialeffekte“ her: Eiter, Sperma, Erbrochenes – und unzählige Varianten von Blut. Denn das Blut liefert Kryolan an Theater- und Filmproduktionen weltweit, aber auch an das Deutsche Rote Kreuz und die Bundeswehr – zu Übungszwecken. Es besteht grundsätzlich aus Wasser, Glycerin, Farbstoffen und chemischen Bestandteilen. Doch jede Blutsorte hat ein eigenes Rezept, Massenware gibt es bei Kryolan kaum. „Alles, was in großen Mengen produziert wird, kann man automatisieren. Doch das lohnt sich in dem Verhältnis nicht“, erklärt Lorenz Koch, der die Produktion leitet. Er selbst nennt Kryolan deshalb eine „Manufaktur“. Das Blut wird meist von Hand produziert, so wie der Kunde es haben möchte. Die Rezeptur wird je nach Wunsch von Experten im Labor entwickelt – und anschließend von Rita Proksch hergestellt.

In der Produktion stapeln sich Messbecher, Kochplatten, unzählige Eimer und Gefäße: Das ist der Arbeitsplatz von Rita Proksch und anderen Chemiefacharbeitern, die für die „Spezialeffekte“ zuständig sind. Die Kunststoffscheiter in den Regalen sind beschriftet mit „Kaolin“, „Luviskol“ oder einfach nur „Magenta“. Je nach Rezept werden die Zutaten ausgewählt und eingewogen. Augenblut, Dialyseblut, essbares Blut – alles ist möglich. Größere Bestellungen kommen schließlich in einen Rührer, der dann zwei Stunden lang arbeitet und die Zutaten vermengt. Das Ergebnis wird mit einem Pinsel durch ein Sieb gerieben, damit die Farbstoffe sich verfeinern und vollends zerkleinert werden.

»SOLLEN SIE MORDEN, SOLLEN SIE METZELN. WIR LEBEN DAVON.«

Das Kunstblut sieht echtem Blut teilweise täuschend ähnlich. Für Rita Proksch ist das kein Problem. „Dafür mach ich das zu lange“, sagt sie nüchtern. Doch auch hier gibt es so viele Unterschiede in der Produktion wie Blutsorten: So wird Wundfüller nicht maschinell gerührt, sondern mit der Hand, damit die Masse klumpig bleibt. Nach der Herstellung wird das Blut je nach Bestellung in die entsprechenden Verpackungen gefüllt. So auch heute: Rita Proksch setzt einen Trichter auf einen Plastik-Kanister, entnimmt mit einer überdimensionalen silbernen Kelle Blut aus der blauen Tonne mit SP4 A-Blut. Dieses Blut ähnelt der realen Konsistenz, es ist sehr flüssig. „Um so ein Fass voll mit echtem Blut zu bekommen, bräuchten wir schon ein paar Leute“, lacht Proksch und lässt das Blut plätschelnd durch den Trichter in das kleinere Gefäß laufen. Es duftet fruchtig. Erdbeer-Parfum – damit es für die Künstler angenehmer ist. Schließlich soll für den Schauspieler nicht der Eindruck entstehen, es handle sich um echtes Blut. Doch die Nebeneffekte haben ihren Preis: Ein Liter SP4 A-Blut kostet 37,50 Euro:

Nicht wenig, wenn man bedenkt, dass Theater oder Filmproduktionen teilweise mehrere hundert Liter davon bestellen.

Im Firmenlager reihen sich Regale aneinander. Blutproduktion ist nur ein sehr kleines Arbeitsfeld von Kryolan. Das Unternehmen ist auf professionelles Make-Up spezialisiert. So geht es vorbei an Regalen mit Theaterschminke und Lidschatten, Lippenstift und Nagellack. Im „Blutregal“ stehen eimerweise produzierte Aufträge: „Transparenzblut Dunkel – Nur Japan“ steht groß darauf geschrieben –, „Wannenblut“, „Treppenblut“. Auch „Fixblut aus der Tube“ stellt Kryolan her, besonders beliebt für Karneval oder Halloween. „Halloween ist ein absoluter Renner, der Umsatz in dem Bereich wächst unwahrscheinlich“, erzählt Lorenz Koch. Doch die Blut-Nachfrage von Theatern stagniere mittlerweile. Auch Kryolan bekommt die Sparmaßnahmen im Kulturbereich zu spüren. Lorenz Koch kann trotzdem noch scherzen: „Sollen Sie morden, sollen sie metzeln. Wir leben davon.“

von Sally-Charell Delin

ENDREINIGUNG

Es gibt viele Möglichkeiten, im Business des Blut-verbundenen Sterbens seinen Lebensunterhalt zu bestreiten: Während Rita Proksch von Kryolan Blut produziert, wischt Christian Heistermann es wieder weg. Nur, dass es sich in diesem Fall um echtes, menschliches Blut handelt. Sein Familienbetrieb – so nennt er das 45 Mann starke Unternehmen – hat sich auf besondere Herausforderungen in der Gebäudereinigung spezialisiert. Heute ist es der Berliner Fernsehurm, der gesäubert werden muss, morgen die Badewanne, in der gerade eine Leiche gefunden wurde. Tatortreinigung – etwa zweimal im Monat wird diese Dienstleistung angefragt, eine schwer kalkulierbare Variable in der Lehrplanerstellung für Auszubildende.

Fünf junge Menschen haben sich um den länglichen Konferenztisch im Mahlsdorfer Schulungsraum des Unternehmens versammelt, nach dem Zwiebelprinzip eingepackt in dicke Pullover und gefütterte Westen. In ihren Gesichtern zeigen sich Spuren von Müdigkeit. Es ist Samstag morgen, 9 Uhr, Winter. Genau der richtige Zeitpunkt, um zu lernen, wie man einen Tatort reinigt. Das zumindest hat Meister Heistermann entschieden. Nach sechs Monaten in seinem Ausbildungsbetrieb sind die Lehrlinge bereit, für den Ernstfall geschult zu werden. Der beginnt mit einer Tasse Kaffee und einer Zigarette. Von Blut keine Spur.

Der „Chef“ – so nennen ihn seine Auszubildenden – hat seinen Bürostuhl ans Tischende gerollt, nimmt einen Schluck und beginnt zu erzählen: Wie begegne ich dem Kunden?, lautet die erste Frage des Tages. Was ziehe ich an? Einen Anzug, Arbeitskleidung oder Zivil? Kurz vorher Döner essen kommt nicht so gut.

Nicht der Tote steht im Fokus, sondern die Hinterbliebenen. Sie haben in den meisten Fällen den Auftrag erteilt und das aus gutem Grund. Für sie ist ein Tatort der Schauplatz des brutalen Verlustes eines nahestehenden Menschen. Dessen letzte Spuren selber zu beseitigen – hier eine Blutlache, dort einen Fetzen Kopfhaut, vielleicht findet sich auch noch irgendwo ein Stück Knochen, das beim Bestatter abgeliefert werden muss –, das liegt außerhalb des Zumutbaren.

Für den Dienstleister ist es schlichtweg ein Ort, an dem sich laut Fachbuchdefinition „Materie an der falschen Stelle“ befindet. Nicht mehr und nicht weniger. Die Aufgabe besteht darin, die ursprüngliche Ordnung wieder herzustellen.

»DIE AUFGABE BESTEHT DARIN, DIE URSPRÜNGLICHE ORDNUNG WIEDER HERZUSTELLEN.«

Herr Heistermann blättert kurz durch das Lehrbuch im Atlantenformat, klappt es dann aber doch wieder zu. Schließlich sollen seine Azubis nicht die Rechtslage des Infektionsschutzes am Tatort auswendig lernen, sondern ein Bewusstsein für die Ernsthaftigkeit ihrer Arbeit entwickeln und Eigenverantwortung übernehmen. Und das vermittle sich am besten durch Empathie, Augenhöhe und viel Erfahrung.

Früher hat Christian Heistermann an dieser Stelle das Treppenhaus mit frischem Blut beschmiert – vom Schwein, das ist organisch und schäumt, wenn es mit dem Reinigungsmittel Wasserstoffperoxid in Berührung kommt. So sollte eine realitätsnahe Szenerie für die Generalprobe geschaffen werden. Doch in erster Linie war das Show, wenn wieder einmal ein Fernsichteam vorbeikam und ein paar dramatische, medienwirksame Bilder brauchte.

Heute bleibt Heistermann am Tisch sitzen und erklärt die zwingend notwendige Reihenfolge beim Anlegen der Schutzkleidung. Hepatitis, HIV und Syphilis zählen zu den Gefahren, mit denen der Tatortreiner am Arbeitsplatz in Berührung kommen kann. Deswegen wird der Schutzanzug nach Gebrauch von innen nach außen am Körper heruntergerollt. Heistermann blickt auf die gegenüberliegende weiße Wand: „Internetpreis 2007“. Die gerahmte Urkunde hängt leicht versetzt neben einem ausgeschnittenen Zeitungsartikel: „Putzkolonne des Todes“ hat die Bild-Zeitung Heistermanns Unternehmen betitelt. „Tja, nicht umsonst nennt sich die Konkurrenz ‚rentokill‘“, lässt er mit einem Augenzwinkern durchblicken. Das Gefühl, das sich bei der ersten Begehung des Tatorts für die Gefährdungsanalyse einschleicht, lässt sich nicht nachstellen. Genau so wenig wie dieser Teppich aus Mäden und Fliegen; es knackt wie Popcorn, doch es riecht nach Verwesung.

Einmal musste Heistermann eine Toilette reinigen, sechs Monate hatte der Tote dort gelegen, bevor er entdeckt wurde. Zeit genug, um sich zu verflüssigen und eine zentimeterdicke Borkenschicht zu hinterlassen – „fest hartendes Material“ im Fachjargon. Das lässt sich nicht so leicht entfernen, weder vom Boden noch aus dem Kopf. Deswegen wird niemand in Heistermanns Betrieb gezwungen, einen Tatort zu reinigen. Wer mit den Eindrücken nicht zurechtkommt, kann sich an den Berliner Krisendienst wenden. „Ich empfehle euch, diese Arbeit technisch zu sehen, und zwar nur technisch“, legt der Chef seinen aufmerksamen Hörern ans Herz, bevor er sie in die Pause entlässt; die Notizblöcke, die sie auf ihren Plätzen liegen lassen, sind leer. So blank wie ein gereinigter Tatort.



Beim Needling wird Plasma in die Haut eingearbeitet. Foto: Sarah Pepin



Ein muslimischer Familienbetrieb in Hessen darf pro Woche 100 Schafe schächten. Foto: REUTERS/Peter Nicholls



Immer her damit: Viele wollen das Blut der Spender. Nicht nur die Empfänger. Foto: Haema



SP4 A: Kunstblut in der Produktion. Foto: Sally-Charell Delin



Arbeitsplatz Tatort: Beseitigung der letzten Spuren eines Menschenlebens. Foto: REUTERS/Elgard Garrido

FRÜHER WAR MEHR BLUT

Koray ist Wrestler. Das tut weh, aber er mag seinen Sport. Seine Kämpfertruppe »Chaos und Körperverletzung« trägt den Titel des »GWF Tag Team Champion«

AUFGEZEICHNET VON
MANUEL ALMEIDA VERGARA

AM 5. UND 6. FEBRUAR KÄMPFT KORAY IN HUXLEY'S NEUER WELT AM HERMANNPLATZ BEIM »GLOBAL WARNING«-EVENT.

Normalerweise versuche ich Leute von der Presse erstmal zu beißen. Du hast heute Glück, weil ich gerade erst von der Arbeit komme und noch nicht meinen Schalter umgelegt habe. Ich arbeite als Personal Trainer und studiere Sport- und Trainingswissenschaften. Meine Kunden kann ich nicht einfach so beißen, das ist klar. Wenn ich im Ring stehe, bin ich anders. Kennst du die Looney Tunes? Kennst du auch den tasmanischen Teufel? So kämpfe ich, ich bin wahnsinnig! Mein „Finishing Move“ ist der „DDT“. Manche nennen ihn auch den „teuflischen DDT“. Ich nehme meinen Gegner in den Schwitzkasten, hake seinen linken Arm ein, nehme ordentlich Anlauf und schmeiße mich und ihn mit voller Kraft auf die Matte. Den Gegner mit dem Gesicht zuerst natürlich. Dann ist es meistens vorbei.

In Deutschland ist Wrestling eben immer noch genauso hart wie früher. In den USA ist das mittlerweile anders. Früher war mehr Blut. In Amerika setzt man heute eher auf familienfreundliches Fernsehen. Das „World Wrestling Entertainment“, also das amerikanische WWE, ist ein mediales Großevent und somit sehr auf Einschaltquoten und Ticketverkäufe angewiesen. Deswegen spielt das „bladen“, also das leichte Anritzen mit Rasierklingen vor dem Kampf, damit während dem Match

ordentlich Blut fließt, keine wirkliche Rolle mehr. Auch in Deutschland nicht. Blutig wird es hier so oder so. Letzten Sommer hatten wir zum Beispiel ein „First Blood Match“ – wer als erstes blutet, hat verloren. Gespielt ist da gar nichts. Ich hatte schon allein vom Training Gehirnerschütterungen. Ich habe mir mein Sprunggelenk gebrochen, meine Brustwirbelsäule gequetscht. Ich hab keine Bänder mehr im rechten Sprunggelenk. Der Schmerz lässt nicht nach und wird auch nicht weniger, aber man lernt, damit umzugehen. Gerade habe ich einen Kampf trotz angerissener Patellasehne erfolgreich über die Bühne gebracht.

Meine Freundin beißt bei jedem Kampf die Zähne zusammen, meine Mutter stirbt tausend Tode. Und mein Vater hätte sich für seinen Sohn auch eine andere Karriere gewünscht. Aber sie kommen zu jedem Kampf und bejubeln mich. Ich habe sie ein bisschen dahin erzogen, das zu akzeptieren. Mein Vater unterstützt mich mittlerweile sehr. Er hat zum Beispiel meine ersten Merchandise-Artikel finanziert. Ihm bleibt wohl auch nichts anderes übrig: Wrestling ist schon seit ich 15 bin mein Plan A. Jetzt bin ich 22 und noch immer dabei. Das Studium mache ich nur zur Sicherheit. Wenn ich mir bei der nächsten großen Veranstaltung alle Knochen breche, habe ich noch was in der Hinterhand.



Wahnsinn: Im Ring wird Koray zum tasmanischen Teufel.
Foto: Ingo Vollenberg

RITZEN IST WIE WEINEN

AUFGEZEICHNET VON
SANDRA FRIEBEL

»Meine Tränen sind aus Blut, wenn es fließt, fühle ich Erleichterung.«
Eine Betroffene (30) erzählt, warum sie sich selbst verletzte

Das erste Mal habe ich mich kurz nach dem Abitur geritzt. Ich war unglücklich verliebt, fühlte mich nicht wohl in meinem Studium. Ich war orientierungslos, hatte die Kontrolle über mein Leben und meinen Willen verloren. Erst habe ich mich geschlagen, mit den Fäusten auf die Beine, Arme oder ins Gesicht. Irgendwann half das nicht mehr, und ich fing an mich zu ritzen.

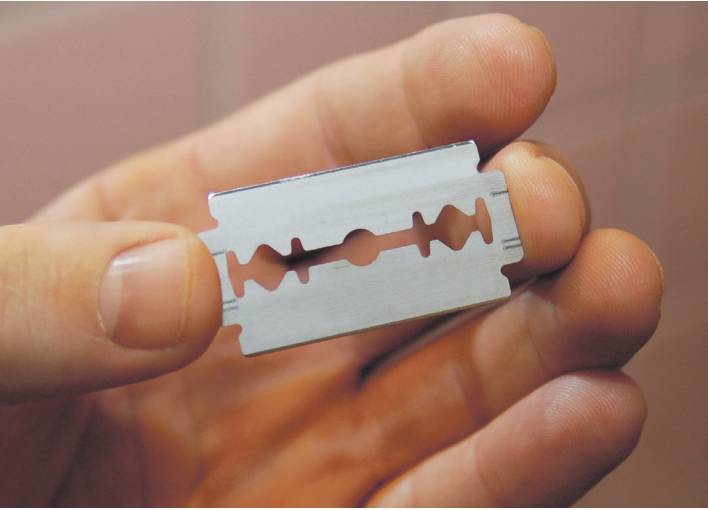
Warum? Es war Selbsthass, die Wut über meine Situation, die Unfähigkeit, mir selbst zu helfen. Ich war verzweifelt und überfordert. Der Schmerz war mein Ventil. Plötzlich konnte ich „Stopp“ sagen, „bis hierhin und nicht weiter“. Das tat so gut. Meine Freunde sollten sehen, wie ich litt. Ich zog mir Netzstulpen über die Arme. Diesen verschleierte Hinweis fand ich stilvoll: Seht her, hier verbirgt sich mein Schmerz. Ich wollte Aufmerksamkeit und Zuwendung. Manche Freunde waren wütend, andere verunsichert und ignorant. Aber ich sah ihre besorgten Blicke, und damit hatte ich, was ich wollte. Trotzdem wurde ich immer einsamer, denn viele wussten nicht, wie sie mir helfen konnten, und zogen sich zurück. Deswegen schnitt ich mich immer mehr und immer tiefer, den Armen folgten die Oberschenkel, den Rasierklingen das Skalpell.

Das Bedürfnis, mich zu ritzen, kam willkürlich. Plötzlich hatte ich diesen Druck,

und dann schnitt ich mir im nächsten Café auf der Toilette die Arme auf. Ich hatte immer Rasierklingen und Verbandszeug in der Handtasche. Es fühlte sich gut an, mich

Glücklicherweise habe ich heute kaum Narben. Nur im Sommer, wenn meine Arme braun werden, kann man ein paar erkennen. Viel deutlicher sind die Narben an den Hüftknochen aus der Zeit in der Psychiatrie. Ritzen war dort absolutes Tabu. An den Armen hätte es sofort jeder gesehen. Deswegen schnitt ich jeden Quadratzentimeter Haut auf, den meine Unterhose bedeckte, heimlich. Das war der letzte Rest Selbstbestimmung, den ich noch hatte.

Nach vielen erfolglosen Aufenthalten wurde ich in eine Fachklinik eingewiesen, in der ich mich verstanden fühlte. Ich hatte wahnsinnige Angst, aber ich gab das Ritzen von einem zum nächsten Tag auf. Stattdessen lernte ich Skills – Alternativen, den Körper stark zu reizen, ohne ihn zu schädigen. Ich musste teelöffelweise Wasabi essen oder auf Coolpacks treten, bis ich mich wieder spürte. Das ist acht Jahre her. Es gab einen Rückfall, als im Abschlussjahr der Unistress zu groß wurde. Ich war so enttäuscht von mir und fühlte mich so dreckig, dass ich es nicht wieder getan habe. Aber der Drang ist manchmal noch da, besonders, wenn ich mich über mich selbst ärgere. Ich würde nicht sagen, dass ich geheilt bin. Es ist eher wie Diabetes: Ich habe gelernt, damit umzugehen. Und ich habe Respekt vor den Gefahren.



Ein ständiger Begleiter: Wenn Rasierklingen das Leben bestimmen.
Foto: Scott Feldstein

Impressum

Diese Sonderseiten sind im Wintersemester 2015/16 im Rahmen des Projektseminars Printmedien (Jahrgang 12) am weiterbildenden Masterstudiengang Kulturjournalismus entstanden.

Redaktion
Manuel Almeida Vergara, Sally-Charell Delin, Sandra Friebel, Sarah Pepin, Claudia Reinhard

Verantwortlich
Prof. Dr. Hans-Joachim Neubauer (Mentor Printmedien)
Carsten Großholz (Studiengangsleiter, V.i.S.d.P.)

Layout
Britta Liermann

Titelbild
Bigstock/robbybret

Anschrift
Universität der Künste Berlin,
Berlin Career College
Masterstudiengang Kulturjournalismus
Bundesallee 1-12, 10719 Berlin
Tel.: 030 3185 2864
kulturjournalismus@udk-berlin.de
www.kulturjournalismus.de

 **Universität der Künste Berlin**
Berlin Career College

INTERVIEW

Jüdisch dank Mama?

Vater, Mutter, Kind: der amerikanische Rabbiner Joel Rembaum (72) über die Bedeutung der Abstammung im Judentum



Rabbiner
Joel Rembaum
Foto: Privat

Wer ist jüdisch? Ich vertrete eine Strömung im Judentum, die modern und traditionell zugleich ist. Das Kind einer jüdischen Mutter ist jüdisch, und jemand, der zum Judentum konvertiert ist, genauso.

Woher stammt die matrilineare Linie? Die Bibel ist patrilinear. Niemand weiß genau, wie diese Veränderung zustande kam, aber es gibt verschiedene Theorien. Wenn man sich die Geschichte der Patriarchen und der Matriarchen anschaut, merkt man sofort, dass die Mutter eine entscheidende Rolle spielt, schon bei den Israeliten. Sarah, Rebecca, Rachel hatten viel Macht. Die Religion des Mannes war damals ausschlaggebend, aber die biblischen Geschichten um die Frauen sind voller Hinweise auf die Bedeutung der Mutter. Schon im Talmud gab es die Sorge, dass Frauen anderer Stämme die Zukunft der Juden, die mittlerweile Juden heißen, weil sie dem Stamm Judahs angehören, gefährden könnten. Dies deutet darauf hin, dass die Frau langsam zur religionsbestimmenden Person wird. Eine Theorie sagt, dass dies auf römisches Recht zurückgeht. Es gibt Regeln in diesem Gesetz, dass wenn Mann X mit Status 1 eine Frau Y mit Status 2 heiratet, der Mann das geborene Kind förmlich adoptieren muss, ansonsten würde das Kind automatisch den Status der Mutter annehmen. In dem Kontext ist folglich der Status der Mutter ausschlaggebend. Römische Gesellschaft und jüdisches Leben waren sehr eng verbunden. Andere Theorien sehen das Kind als eine Verlängerung der Mutter. Der Einfluss der Mutter, in einem häuslichen Sinne, war extrem groß: Sie kümmerte sich am meisten um die Kinder, wenn der Mann als Bauer auf dem Feld schuftete. Dadurch fand die intensivste Vermittlung jüdischer Identität zu Hause statt, über die Mutter.

Was bedeutet diese Linie für jüdisches Leben heute? Das ist schwer zu definieren, da in modernen Familien die Eltern-Rolle von beiden Seiten definiert wird. Auch der Vater wechselt heute Windeln.

Welche Rolle spielt denn der Vater im Judentum? Der Vater ist genau so wichtig wie die Mutter. Matrilinearität heißt nicht, dass die Verantwortung des Vaters nachlässt. Beide sind in jedem Aspekt, den das Elternsein mit sich bringt, einbegriffen: In der Nacht aufstehen und Windeln wechseln und so weiter. Eltern sollten alles teilen, Werte und Aufgaben.

Das karäische Judentum glaubt an die patrilineare Linie. Karäische Juden sind keine wirklichen Juden. Karäer kamen aus dem Judentum, aber sie haben mit der rabbinischen Tradition als erster Interpretation der Bibel nichts zu tun. Sie haben auch weitere eigene Traditionen, aber die Frage der Abstammung ist der größte Unterschied zwischen uns. Unsere fundamentale Quelle ist die Tanakh, also die Bibel, die von einer rabbinischen Tradition interpretiert wird. Karäisches Judentum repräsentiert nicht das normative Judentum; die Beziehungen zwischen den beiden Traditionen waren auch nicht immer gut.

Glauben Sie an jüdisches Blut? Nein. Das ist ein Mythos. Studien zeigen, dass Juden genetisch viel gemeinsam haben. Das wundert niemanden, da es in den vergangenen Jahrhunderten viel Inzest gab, was zu einer gewissen genetischen Uniformität führte. Das hat jedoch keinen Einfluss darauf, was die Juden ausmacht, nämlich ihre Kultur. Ich mache daher keinen Unterschied zwischen jemandem, der konvertiert ist, und jemandem, der vom Blut her jüdisch ist.

Ist ein Kind jüdisch, das jüdisch erzogen wurde, aber keine jüdische Mutter hat? Nein. Das ist die Kraft der Konversion. Der Prozess ist ernst. Er stellt eine Verbindlichkeit her, denn man trifft eine bewusste Entscheidung, diese Identität anzunehmen. Das ist eine bedeutende Veränderung. Das Judentum ist wie viele andere Religionen auch in diesem Sinne ein wenig „exklusiv“. Aber das heißt nicht, dass es intolerant ist.

Das Gespräch führte Sarah Pepin.